

Nachgedacht

Auf dem Catwalk der schönen Dinge

von Silvia Henke

Weshalb Botenstoffe im Gehirn über Schönheit entscheiden wollen und deshalb das Denken gefordert ist.

Seit jeher schwingt im Urteil, dass etwas schön sei, ein gewisser Überschuss mit, den wir nie ganz fassen können. So hat die Frage, was Schönheit ist und wie sie sich zwischen subjektivem Geschmacksurteil und objektiven Kriterien bemessen lasse, die Philosophen von Platon über Nietzsche bis in die Gegenwart beschäftigt. In der neueren, neurologisch basierten Schönheitsforschung meint man, diesem Überschuss nahegekommen zu sein durch die Lokalisierung des Schönheitsempfindens im Gehirn. Gezeigt werden kann damit, dass Schönheit durch ein Lustempfinden emotional empfangen wird.

Der wesentliche Neurotransmitter im Belohnungs- oder Gefallenssystem des Hirns ist das Dopamin, welches im limbischen System an der Bildung positiver Empfindungen beteiligt ist. Somit versucht die Neuroästhetik, einen Schlüsselpunkt im Streit um das Schöne zu setzen: Alles sei im Hirn präfiguriert, das Schöne kein Geheimnis, sondern ein durchschaubares Zusammenspiel von Neuronen im Hier und Jetzt – ein Zusammenspiel von Auge (oder Ohr) und Hirn, bei welchem sich das Urteil sofort einstellt. Dieses Reiz-Reaktions-Schema könnte also die Mühseligkeit ästhetischer Debatten ersetzen.

Könnte – wenn nicht das Ästhetische mit einem spezifischen Denken verknüpft wäre, das weniger mit Reiz und glattem Empfinden zu tun hat, als mit Reflexivität. Und damit mit Erkenntnis. Auf einem solch reflexiven Tableau arrangiert der Aargauer Künstler Charles Moser seine Objekte als Versuchsanordnung über das Schöne. Die Objekte findet er grösstenteils in Brockenhäusern, in welchen sie sich als Reminiszenzen

eines vergangenen bürgerlichen Geschmacks ansammeln. Das Zusammenreffen eines Glasschwans mit einer Pioline und Tintenblut auf seiner eigenwilligen Installation «Catwalk und das Lagerfeld» kann ein Exempel dafür sein. Es zeigt, warum wir das Schöne als Kategorie für Erkenntnis und Lust gleichermaßen brauchen, und misst dazu das Spannungsfeld zwischen Design und Kunst ganz genau aus.

Kultur der Glätte

Zunächst ziehen die Objekte den Blick auf sich durch ihren Glanz und ihre perfekte Form – wie es auf einem Catwalk sein muss. Für Charles Moser sind Lagerfeld, Dior und alle Modeschöpfer keineswegs Antipoden des Künstlers; sie sind Inspirationsquelle in ihrer Begabung, einem Ding eine perfekte Form zu verpassen. Den Dingen – nicht den Körpern. Das ist die List der Installation. Denn im 21. Jahrhundert hat sich die Ästhetik der Glätte, die der Philosoph Edmund Burke propagierte, auf alle Oberflächen gelegt. Sie beflügelt die Designer von Apple genauso wie die Schönheitsmedizin.

Auf Mosers rosa «Catwalk» wird der wunderbar gold-gläsern glänzende Schwan, eine Referenz an Zeus auf Brautschau, gepaart mit einem seltsamen Glas und einer umgekehrten Ampulle aus Tinten- oder Tuscheblut. Diese List trägt den Schmerz, der in der Schönheit steckt und der mit der Glätte ausgemerzt wird, zurück auf den Catwalk und erschüttert für einen Moment das Selbstgefällige, das von jedem schönen Ding, Mensch oder auch Tier ausgeht. Das Tuscheblut unterbricht so auch die Schaulust, die uns durch den Glanz der



Foto: © Charles Moser

«Catwalk oder das Lagerfeld», temporäre Installation, verschiedene Materialien, 2018.

Objekte befällt. Und zwingt uns für einen Moment, über den Glanz nachzudenken. Das Interessante am Glanz ist nämlich, dass er etwas ins Spiel bringt, was nicht zu sehen ist. Er ist mehr als eine Stoffeigenschaft, er ist eigentlich ein Ereignis zwischen Auge und Ding. Eine vom Gegenstand losgelöste Schönheit, die sich nicht ganz verorten lässt. Ohne eine anders gelagerte Materialität würde

er sich verlieren – das weiss das ästhetische Empfinden, weil es eben auch ein Denken ist. Nicht vergessen sollten wir deshalb die Schönheitsphilosophen und Dichter des 20. Jahrhunderts, die wussten, dass das Schöne ohne Negativität oder Schmerz leer oder sogar tödlich ist. «Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen», schreibt Rilke in den

«Duineser Elegien». Und weiter: «wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäh, uns zu zerstören.»



Silvia Henke ist Kulturwissenschaftlerin und Professorin für Kulturtheorie an der Hochschule Luzern Design & Kunst.